

and World Development, 13th–18th Centuries: Collection of Essays of Marian Malowist, ed. Jean Batou/Henryk Szlajfer, Leiden 2009; F. Brahm/Eve Rosenhaft (Hrsg.), Slavery Hinterland: Transatlantic Slavery and Continental Europe, 1680–1850, Woodbridge 2016.

**Felix Wemheuer: Chinas große Umwälzung. Soziale Konflikte und Aufstieg im Weltsystem, Köln: PapyRossa 2019, 270 S.; Stefan Schmalz: Machtverschiebungen im Weltsystem. Der Aufstieg Chinas und die große Krise, Frankfurt am Main/New York: Campus 2018, 489 S.; Kai Strittmatter: Die Neuerfindung der Diktatur. Wie China den digitalen Überwachungsstaat aufbaut und uns damit herausfordert, 2. überarb. Aufl., München, Piper 2020 (1. Aufl. 2018), 329 S.**

Rezensiert von  
Thorben Pelzer, Leipzig

Wenn sich deutschsprachige Medien Fragen wie „Wie tickt China?“ (3sat) oder „Was will die neue Supermacht?“ (Der Spiegel) stellen, steht dahinter der Anspruch, eine Region, einen politischen Apparat und eine Gruppe heterogener Kulturen auf einen gemeinsamen Nenner herunterbrechen und „erklären“ zu können. Auf diese Weise soll der Komplex China, der seine Imagination und Faszination als das große „Andere“ bis heute nicht verloren hat, endlich verstanden werden. Das „Erklären“ Chinas ist eine langanhaltende europäische Tradition. Bekannt-

lich widmete sich schon Leibniz in seiner *Novissima Sinica* (1697) diesem Anliegen. Die Monografie des britischen Technokraten John Earl Baker trug das Unterfangen *Explaining China* (1927) direkt im Titel. China, gesellschaftlich wie geografisch eher ein Kontinent, bedarf natürlich eigentlich einer Vielzahl differenzierter Analysen, deren Ausarbeitung einen ganzen akademischen Zweig beschäftigt. Daher bringt das Unterfangen, die Frage nach der Entwicklung des Landes und seiner Stellung in der Welt verdaulich zu beantworten, unweigerlich Probleme mit sich. Beim Zusammenfassen komplexer Zusammenhänge ist eine Essentialisierung des „Chinesisch-Seins“, oft verbunden mit einer Überrepräsentation der Han-chinesischen Kultur, nur schwer vermeidbar. Dennoch verlangt die Öffentlichkeit nach Büchern, die sich große Fragen stellen und eine Gesamtanalyse anbieten. Deswegen ist es trotz aller Problematiken ausgesprochen begrüßenswert, wenn sich ausgewiesene Experten dieser Nachfrage annehmen und das Feld nicht fachfremden Publizist:innen überlassen. Diese Rezension beschäftigt sich mit drei China-Darstellungen, die in den letzten Jahren in deutscher Sprache erschienen sind. Mit der Wahl eines Historikers, eines Soziologen und eines sinologischen Politikjournalisten sollen dabei Gemeinsamkeiten und Unterschiede, die sich aus den verschiedenen Herangehensweisen ergeben, aufgezeigt werden.

Felix Wemheuer untersucht in *Chinas große Umwälzung* den Wandel der gesellschaftlichen Ordnung in der Volksrepublik über den langen Zeitraum ihrer Ausrufung 1949 bis heute. Der Kölner Maoismus-Experte bedient sich in seiner Analyse marxistischer Theorien, etwa zu

Klassenkonflikten und zum Mehrwert, allerdings ohne sich analytisch von seinem Objekt vereinnahmen zu lassen. Das Buch ist in zwei Hälften aufgeteilt. Der erste Teil bietet einen globalhistorischen Überblick über die Dynamiken des Kalten Kriegs und der politischen und ökonomischen Neuorientierungen, die sich in dieser Zeit innerhalb der sozialistisch regierten Länder und innerhalb der sogenannten blockfreien Staaten abspielten. Wemheuer bedient sich dabei der Weltsystemtheorie des Soziologen Immanuel Wallerstein. Das Hauptaugenmerk des historischen Abrisses liegt auf dem Einfluss globaler Entwicklungen auf das politische System in China und weniger darauf, wie das Pekinger System bestehende Zentren und Peripherien umgeformt hat oder in Zukunft umformen könnte. Der Autor zeigt in seinen globalhistorischen Darstellungen, die die Forschungsregion China häufig über mehrere Seiten verlassen, wie sich internationale Entwicklungen, etwa der osteuropäische Marktsozialismus, die *Solidarność*-Bewegung in Polen, der Aufstieg der sogenannten Tigerstaaten in Ostasien oder der Zerfall der Sowjetunion, in politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen in China widerspiegelten (S. 87–119). Durch so gelernte welthistorische Lektionen gelang es der Volksrepublik und ihrer Führung, aus globalen neoliberalen Dynamiken als Gewinner hervorzugehen. Die aufgezeigten Querverbindungen sind plausibel, es wird aber nicht angestrebt, eine direkte Verbindung oder Kausalität im Detail nachzuweisen.

In der zweiten Hälfte legt Wemheuer seinen Schwerpunkt auf die Gesellschaften innerhalb der Volksrepublik. Er differenziert dadurch die Bedeutung, die

der wirtschaftliche Aufstieg Chinas für einzelne Bevölkerungsgruppen, etwa für Kleinbäuer:innen, Frauen oder ethnationale Minderheiten, hatte und hat. In der intersektionalen Analyse zeigt Wemheuer auf, dass im chinesischen Staat nie Gleichheit herrschte, sondern Unterschiede durch soziale Herkunft, gestatteter Niederlassung, Geschlecht, Ethnie und partei-bürokratischem Rang bereits in der maoistischen Zeit eine große Rolle spielten. Der Autor zeichnet durch seine Klassenanalyse den Werdegang vom maoistischen System, welches er als „semi-sozialistisch“ identifiziert, zum System der Reformzeit nach 1978, welches er als „staatskapitalistisch“ herausarbeitet, nach. Letztlich sind solche Kategoriefindungen immer zu einem Grad arbiträr, da die Zuordnung von der Definition der Begriffe abhängt. Dennoch liefert Wemheuer mit seiner Systematisierung eine kritische Diskussionsgrundlage, indem er feststellt, dass die Volksrepublik „heute keine sozialistische Gesellschaft“ ist (S. 220) – eine an sich naheliegende Feststellung, die aber im tagespolitischen Diskurs für und wider das angeblich kommunistische China häufig vergessen wird. Besonders erwähnenswert ist dabei seine Identifikation einer „Staatsklasse“ (insb. S. 227–229). Diese Gruppe aus studierten Technokraten und Intellektuellen habe sich in der Reformzeit an der Staatsspitze etablieren können und den staatlich erwirtschafteten Mehrwert auf legalem und illegalem Weg für sich vereinnahmt. Mit dieser Klasse erklärt Wemheuer einleuchtend, wie eine heterogene bürokratisch-politische Akteursgruppe den aktuellen chinesischen Staatskapitalismus kontrolliert und weshalb ihr zur eigenen Erhaltung so viel daran liegt, eine ideologi-

sche Legitimation der Partei, die institutionell immer weniger vom Staat abgegrenzt werden kann, aufrechtzuerhalten (S. 237–248). In der Konsequenz erscheint es plausibel, dass die Regierung Xi mit den sogenannten Antikorruptionskampagnen versucht, „sich selbst zu disziplinieren“ (S. 237), und dadurch ihre Macht nicht einbüßt, sondern ausbauen kann. Auch wenn der Autor durch seinen zugänglichen, erklärenden Schreibstil ein populärwissenschaftliches Publikum anspricht oder zumindest nicht ausschließen möchte, wären für die Statistiken direktere Quellen als die Wikipedia angemessen gewesen (S. 16n7, 41n41 98n133, 107n145). Dennoch stellt die erste Hälfte des Buchs eine empfehlenswerte globalhistorische Einführung in die Geschichte der Volksrepublik dar, während die zweite Hälfte eine auch für ein Fachpublikum wertvolle, fundierte Analyse der Widersprüche innerhalb der chinesischen Gesellschaft darstellt.

Auch das zweite rezensierte Werk bedient sich der Vorstellung von Weltsystemen. In Machtverschiebungen im Weltsystem analysiert der Jenaer Soziologe Stefan Schmalz, wie Krisen und Umbrüche der letzten Jahrzehnte eine Neuordnung internationaler Machtverhältnisse einleiten. Dabei liegt sein Schwerpunkt auf der Volksrepublik China, welche mehr als andere Staaten des globalen Südens von der Asienkrise 1997/98, der Weltfinanzkrise 2008/09 und der darauffolgenden EU-Schuldenkrise profitieren konnte und sich trotz eigener struktureller Schwächen bislang weitgehend ungehindert dem globalen Zentrum annähern konnte. Während Wemheuer die Volksrepublik als Gewinner einer neoliberalen Neuordnung der Welt ab den 1970er Jahren sieht, der von

den räumlich begrenzten Krisen jenes Systems zusätzlich profitiert, erkennt Schmalz also in den letzteren erst die eigentliche Ursache für den chinesischen Aufstieg. Schmalz geht zusätzlich davon aus, dass die Volksrepublik in den nächsten zwanzig Jahren nominal zu den USA aufschließen wird, aber existierende hegemoniale Strukturen und bestehendes Kapital noch über Jahrzehnte hinweg verhindern werden, dass sich das tatsächliche Weltsystem dieser Entwicklung angleicht (S. 396–400).

Die BIP-getriebene Quantifizierung des ökonomischen Denkens durchdringt das Forschungsvorhaben, welches antritt, den chinesischen „Umbruch zu vermessen“ (S. 8). Bisweilen kommt kaum ein Hauptsatz ohne die Nennung einer wirtschaftlichen Vermessung aus. Dabei werden die hundert akribisch gesammelten Statistiken mal mehr, mal weniger zusammenhängend in die Gesamtanalyse eingeflochten. Wie in der Forschung zu internationalen Beziehungen üblich, spielen Akteur:innen innerhalb der Staaten nur eine untergeordnete Rolle. Prozesse entwickeln sich hier stattdessen vor allem passiv und als Reaktion auf Marktentwicklungen. Allerdings kann die Quantifizierung der Forschung nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch Schmalz einem intellektuellen Projekt verschrieben ist. Wiederholt auftauchende Bemerkungen, nach denen die EU „das imperiale Projekt“ sei (S. 284, 287, 293) und in denen die Annexion der Krim und das chinesische Militärgeschehen im südostchinesischen Meer als defensive Reaktionen entschuldigt werden (S. 328–330, 408), hinterlassen in Abwesenheit von Herleitungen zumindest ein Fragezeichen. Problematisch wird dies, wenn im Gegensatz zur Kritik am imperialistischen

Westen die Volksrepublik China naiv als „Nationalstaat“ bezeichnet wird (S. 68), der seit zweitausend Jahren als ideologisch uniformer Beamtenstaat zentral regiert werde (S. 94, 395). Schlichtweg falsch wird es, wenn etwa behauptet wird, China habe sich mit der kommunistischen Regierungsübernahme aus der „kolonialen Bevormundung“ befreien können (S. 33, 58, 94) – eine Vorstellung, die die vorangegangenen zwanzig Jahre des nationalistischen Etatismus ausklammert und zugleich davon ablenkt, dass der Staat bis heute selbst koloniale Herrschaft über Westregionen ausübt. Ähnlich inakkurat ist die Vorstellung, Taiwan habe sich 1949 als amerikanischer „Vasallenstaat“ von der Volksrepublik losgelöst und für unabhängig erklärt (S. 70, 95). Auch wenn Chinaforschung nicht Sinolog:innen vorbehalten sein soll, begründen sich solch inhaltlich verknappte Darstellungen womöglich in der fehlenden Kenntnis der chinesischen Sprache und dem fehlenden Zugang zu chinesischsprachiger Primär- und Sekundärliteratur. Insgesamt ist das Buch vor allem eine beachtliche Enzyklopädie von Statistiken; doch nur eine Provinzialisierung des Forschungsgegenstands Chinas und eine stärkere Ausdifferenzierung von gesellschaftlichen und politischen Akteur:innen hätte die Bedeutung dieser Statistiken für die eigentlichen Bevölkerungen offenbaren können.

Mit eben jener Bedeutung des Aufstiegs der Volksrepublik für die hiesigen und chinesischen Bevölkerungen beschäftigt sich Kai Strittmatter in seiner Analyse der Neuerfindung der Diktatur. Strittmatter studierte Sinologie und arbeitete dann als Korrespondent für die Süddeutsche Zeitung, in der er sich kritisch gegenüber

seinem ehemaligen Studienfach äußerte und das „Schweigen der China-Kenner“ gegenüber festlandchinesischer Einflussnahme kritisierte. Strittmatter hat durch seine journalistische Profession den Vorteil, seine Aussagen zwar fundiert belegen zu können, sie aber nicht akademisch-nüchtern interpretieren zu müssen. Das Ergebnis ist ein nicht auf die akademische Welt beschränkter, sondern auch einem Allgemeinpublikum zugänglicher Brandbrief über die Konsequenzen, die ein Aufstieg der autoritären Regierung innerhalb und außerhalb territorialer Grenzen mit sich bringt. An einigen Stellen, etwa, wenn Strittmatter die alte Totalitarismustheorie bemüht (S. 23, 223) und NS-Vokabular wie „Gleichschaltung“ (S. 56, 87) und „Blitzkrieg“ (S. 69) auf die Volksrepublik anwendet, geht er mit den literarischen Ausschmückungen zwar zu weit. Auch die essentialisierenden Referenzen auf eine angeblich chinesische Tradition, in der Xi Jinpings autoritäres System vermeintlich antizipiert werde (S. 51, 205), dienen wohl eher der populärwissenschaftlichen Unterhaltung. Jedoch trübt dies in keiner Weise den Eindruck, dass hier ein ausgesprochener Kenner der politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen der vergangenen Jahre sein wohlfundiertes Resümee zieht. Besonders erwähnenswert ist, wie viel Wert Strittmatter auf die Aktualität seiner Darstellung legt. Im Widerspruch zu Wemheuer, der eine im Kern kontinuierliche Reformperiode annimmt (S. 178), sieht Strittmatter einen wesentlichen, vor allem im radikalen Parteinationalismus sichtbar werdenden Umbruch durch die Ära Xi Jinping. Der Autor belegt nachvollziehbar, wie neue sprachliche, erzieherische und vor allem digital-

automatisierte Regierungstechniken seit 2012 zu einem gesellschaftlichen Umbau beitragen. Auf dem neuesten Stand informiert Strittmatter ganz konkret über aktuelle Überwachungs-Apps, -Algorithmen und -Systeme, erklärt die automatisierte Sammlung von Daten zum Aufbau von Sozialkreditsystemen und schildert in der neuen Auflage sogar bereits die staatliche Umdeutung der Ausbreitung und Eindämmung von Covid-19. Aufbauend auf zitierten Studien und persönlichen Erfahrungen schildert Strittmatter, wie eine Mischung aus dem „System der nationalistisch-militaristischen Erziehung“ (S. 94) und effektiver Zensur zu kollektivem Vergessen und Entpolitisierung führt. Er weist auf die Gefahr hin, die ein Verschmelzen von Partei, Staat und Nationalismus mit sich bringt und diskutiert das politische Potential des historischen Demütigungs-Narrativs damit deutlich kritischer als seine oben besprochenen Kollegen (insb. S. 145–154). Verfolgte und desillusionierte Bürgerrechtler:innen, Anwält:innen und Schriftsteller:innen werden nicht als Zahlen, sondern als Individuen behandelt, was weniger zu einer Emotionalisierung als zu einer Greifbarmachung der persönlichen Konsequenzen des autoritären Systems führt. Selbstredend soll Strittmatters journalistische Rhetorik lenken, doch sind seine Überspitzungen oftmals keine Hyperbeln, sondern spiegeln die absurde Realität der Regierungstechniken wider – etwa, wenn im chinesischen Internet die Eingabe des Namens „Xi Jinping“ zensiert wird, um Kritik am Präsidenten zu vermeiden (S. 77).

Im letzten Teil des Buchs warnt er zudem eindrücklich und anhand von Beispielen, wie diese Techniken auch außerhalb der

chinesischen Staatsgrenzen zur Anwendung gelangen und unseren akademischen, wirtschaftlichen und politischen Alltag beeinflussen. Dabei geht es etwa um vorausseilende Zensur ausländischer Verlage, um die Beeinflussung ausländischer Universitäten durch Konfuzius-Institute und chinesische Studierendenvereine, oder um wirtschaftliche Abhängigkeiten ausländischer Unternehmen, die das chinesische Überwachungssystem als Auftragnehmer teilweise mit aufgebaut haben. Insgesamt dient das Buch als hochaktueller Auffrischkurs über die globalen Konsequenzen der festlandchinesischen Gegenwart, von dem nicht nur das fachexterne, sondern auch das sinologische Publikum gewinnbringend profitieren kann.

Die Bücher unterscheiden sich sowohl in der Herangehensweise als auch in ihrer untersuchten Zeitspanne und ergänzen sich dadurch gegenseitig. Während Wemheuer zur Erklärung des Aufstiegs Chinas eine globalhistorisch informierte Darstellung der inländischen gesellschaftlichen Transformationen vorlegt und dabei den längsten Zeitraum abdeckt, fokussiert sich Schmalz auf eine ökonomisch-monetäre Analyse der Reformzeit. Strittmatter engt den Zeitraum noch weiter ein und zeichnet dadurch ein besonders akutes gesellschaftlich-politisches Bild der Gegenwart. Alle drei Autoren, mit ihren unterschiedlichen Methoden, Analyseebenen und Überzeugungen weisen auf die Spannung hin, welche dem chinesischen System aufgrund ungelöster inländischer und internationaler Widersprüche innewohnt. In allen drei Werken erscheint das chinesische Modell als Gegenentwurf und Herausforderung. Vom Optimismus der frühen 1990er Jahre, als die Illusion einer konvergenten

Weltentwicklung in Fukuyamas postuliertem „Ende der Geschichte“ gipfelte, ist längst keine Spur mehr. Dass zumindest Schmalz und Strittmatter eine militärische Eskalation des chinesischen Aufstiegs explizit für möglich halten, sollte uns aufhorchen lassen.

**Judith Devlin / Maria Falina / John Paul Newman (eds.): World War I in Central and Eastern Europe. Politics, Conflict and Military Experience, London / New York: I. B. Tauris 2018, xvi + 336 pp.**

Reviewed by  
Sabine Rutar, Regensburg

This collective volume is a welcome addition to the recent (centennial) literature on the First World War. It features chapters spanning from today's northeastern Italy, to Serbia, Czechoslovakia, Poland, and Russia. The editors gathered an impressive transnational team, joining scholars from Belgium, France, Germany, Ireland, Italy, Poland, Serbia, and the United Kingdom. With the Introduction (Judith Devlin) and the Conclusion (John Paul Newman and Maria Falina), the editors provide a fitting, if concise, frame to the chapters. These are grouped under two headings: "New Frontiers of War: State Treatment of Non-Combatants" and "Soldiers and Veterans: Experience, Understanding and Memory". The book's subtitle, "Politics,

Conflict and Military Experience", turns out to be a prioritizing order of words, placing the military second to politics targeting non-combatants, which include prisoners of war. The First World War was, as Judith Devlin underlines in her, a little too Russia-centric, introduction, the first war which "rapidly led to the erosion of the distinction between soldiers and civilians" (4). While hers is a generally existent perception, in reality the mass atrocities of the Balkan Wars of 1912/13 had already been a herald of such erosion.

John Paul Newman and Maria Falina, in their conclusion, rightly sum up that 'many of the chapters in this book have shown how institutional, imperial, local, and regional factors were likely more important to contemporary actors than retrospectively applied nationalism' (256). Given however that such "retrospectively applied nationalism" includes heavily nation-state-related historiographies, it makes sense to assess the volume also along these lines.

The three "Italian chapters" are a case in point. In Part I, Francesco Frizzera writes about "policies developed by both the Austrian Army and the Government to manage the refugee crisis" (60-61). He convincingly lays out how these policies of relocation ended up playing "a significant role in the process of disintegration of the Habsburg Empire" (71). They went beyond mere military considerations: the fact that people were shipped from the borderlands to the inner provinces reveals how much the Austrian authorities feared the population that lived near the frontline and spoke the same language as the enemy, such as Austro-Italians. Those who were relocated were confronted with a perpetuated, if implicit, accusation of disloyalty,